

Rezension von: Lunzer, Renate:
 Triest: eine italienisch-österreichische Dialektik. Klagenfurt/Celovec:
 Wieser 2002, 571 p.

Zur Wahrung eines objektiven wissenschaftlichen Diskurses wird auf die Richtigstellung der Rezension durch die Autorin der rezensierten Studie hingewiesen:
<http://www.kakanien.ac.at/mat/RLunzer2.pdf>

Ein Werk, wie es Renate Lunzer mit *Triest: Eine italienisch-österreichische Dialektik* vorlegt, war vermutlich früher oder später zu erwarten, hat doch die Mitteleuropa-Begeisterungswelle nunmehr seit Jahrzehnten das deutschsprachige Publikum auf die Eigenart der italienischen Literatur der ehemaligen Habsburgischen Hafenstadt aufmerksam gemacht – während von Seiten der romanistischen Forschung deutscher Sprache noch keine systematische Darstellung geliefert worden war. Leicht kann man sich mithin vorstellen, welche Angstschwelle es für die Autorin zu überschreiten galt, bevor sie sich an diese »Stadt aus Papier« (C. Magris) heranwagte, um sie mit ihrer eigenen Signatur, mit der Schreibweise der Literaturwissenschaftlerin und Philologin, zu beschriften: Bei einem solchen Unterfangen würde jeder Gefahr laufen, nur mit anderen Worten das zu wiederholen, was bereits zuvor zur Genüge und oft vortrefflich geschrieben wurde. Diese Einsicht dürfte Renate Lunzer dazu bewogen haben, ihre Beobachtungen über die Triestiner Literatur durch ein ausgesuchtes Sample an Autoren zu erhärten, in dem die berühmten, beinahe zu erwartenden Namen Umberto Sabas oder Italo Svevos tunlichst gemieden werden, um solchen Persönlichkeiten Platz zu machen, die trotz ihrer markanten Funktion im Kulturleben der Stadt bei der internationalen Forschung verhältnismäßig unterbelichtet geblieben sind. So ist die Wahl der Autorin auf jene Intellektuellen gefallen, denen eine zentrale Rolle in der Vermittlung mitteleuropäischen »Kulturgutes« in Italien zuzuschreiben ist. Unter diesen Schriftstellern, Übersetzern und Literaturkritikern, die sie Revue passieren lässt, werden zunächst einige der *vocianti* präsentiert, d.h. die Generation jener Studenten, welche, um Scipio Slataper geschart, mit der italienischen Zeitschrift *La Voce* und ihrem Gründer Giuseppe Prezzolini in Kontakt traten: Giani und Carlo Stuparich, Biagio Marin, Guido Devescovi, Italo Tavalato und viele andere kamen zwischen 1908 und 1915 aus der Provinzstadt Triest nach Florenz, um ihre kulturelle Zugehörigkeit zur (gewählten) Nation in Berührung mit deren Zentrum zu bestärken. Dort fanden sie ein offenes Milieu, das ihre Bewusstwerdung als Italiener »von über der Grenze« förderte, sie nicht marginalisierte, sondern stimulierte, und als Vermittler nordeuropäischer (weder im strikten Sinne deutscher noch österreichischer) Literatur einsetzte. Zur *vocianti*-Clique gehörte auch der Germanist und Schriftsteller Alberto Spaini, der u.a. Döblin und Kafka übersetzte. Ihm widmet Renate Lunzer – deren Forschungen sich hier wie bei allen behandelten Autoren auf eine gründliche Quellenforschung stützen – sehr lesenswerte Seiten. Ebenso ist das Verdienst dieses Buches, die Leistungen zweier weiterer Intellektueller gewürdigt zu haben, die zwar, wohl auch aus Altersgründen, der Gruppe von *La Voce* nicht mehr angehörten, deren Kultur vermittelnden Impuls aber übernahmen: Gemeint sind der Görzer Germanist Enrico Rocca, wohl der feinfühligste Beobachter der spezifisch österreichischen Literatur, den Italien in der Zwischenkriegszeit besaß, und Ervino Pocar, dessen Lebenswerk in der unermüdlichen Übersetzung aus dem Deutschen bestand. Überzeugend ist auch der Teil, in dem der Übergang der Triestiner *vocianti* (v.a. S. Slataper und G. Stuparich stehen hier im Vordergrund) vom sozialistisch geprägten »kulturellen Irredentismus« zur Befürwortung des Kriegseintritts kommentiert wird. Schade nur, dass die Autorin keine bessere Bezeichnung als »Revisionismus« für die lebenslange Suche Giani Stuparichs nach dem Sinn des zunächst gutgeheißenen, dann aber als unnennbar grausam erkannten Krieges findet. Die gesamte literarische Produktion des Autors – wie übrigens der Autorin durchaus klar zu sein scheint – stellt hingegen den Versuch dar, das »Humane« des kämpfenden Irredentismus – das sind die demokratisch-mazzinianischen Ideale – gegen die Brutalität, die Sinnlosigkeit und nicht zuletzt die ideologische Vereinnahmung durch den Faschismus zu verteidigen und sie in eine versöhnliche und geläuterte Vision hinüberzuretten: Dieser widersprüchliche aber ehrliche, zermürende, weil niemals [selbst-]trügerische Besinnungsprozess hat es wirklich nicht verdient, mit dem historiografischen Revisionismus auch nur assoziativ in Verbindung gebracht zu werden.

Die Porträts dieser Schriftstellergalerie, durch die uns Renate Lunzer führt, wurden nach einer durchdachten, kreisförmigen Ordnung aneinandergereiht: Am Anfang steht der Gradeser Biagio Marin, der Freund Scipio Slatapers, während man zum Schluss der – zwar ausführlichen, aber nicht ganz originellen – Rundplastik Claudio Magris' begegnet, der als junger Mann im Dichter Marin einen Mentor fand, dessen Lehre im *Mito Absburgico* deutliche Spuren hinterlassen hat. Biagio Marin war den typischen Bildungsweg eines jungen Irredentisten gegangen:

vom k.u.k. Staatsgymnasium in Görz über das Florentiner Istituto di Studi Superiori bis an die Wiener Universität. Doch anders als seine Freunde aus dem *vociani*-Kreis konnte er sich auf Grund einer Erkrankung, in der eine neurotische Komponente zu vermuten ist, an den Kriegshandlungen nicht beteiligen. Dies mag seine launische, mitunter irritierende Aufarbeitung der Geschichte der Venezia Giulia nach dem Krieg stark mitbestimmt haben: Eine Aufarbeitung, der bei Renate Lunzer großes Gewicht zukommt. Denn nachdem die Autorin Marins Werdegang biografisch rekonstruiert hat, wendet sie sich nicht seiner lyrischen Produktion, sondern der wenig behandelten Memorialistik, Publizistik und der (uneditierten) Privatkorrespondenz zu, worin seine politischen Auffassungen Ausdruck finden. Worauf es der Autorin ankommt, ist nämlich, einen literarischen Fall auszuloten, anhand dessen sie ihre These der Dialektik der »unerlösten Erlösten« – die sie in der Einführung dieser Studie darlegt – untermauern kann: Dabei gehe es um ein kulturelles Grundschema (*ouillage mental*), das die ehemaligen Irredentisten als Reaktion auf den Verrat der an die Vereinigung mit dem Regno geknüpften idealistischen Hoffnungen entwickelt und an die folgenden Generationen vererbt hätten. Zuerst äußert sich diese Enttäuschung in einem regelrechten Ressentiment gegen die neuen Landsleute: Sie hätten blitzschnell die von den Österreichern freigelassenen Stellen an sich gerissen, dabei seien sie aber als neue Verwalter keineswegs gewillt gewesen, Verständnis für die kulturelle und ethnische Eigenart der Stadt aufzubringen. Hingegen hätten sie die im »Stiefel« herrschenden Missstände in das bisher heile Triest verpflanzt, und somit nicht nur seine blitzartige Dekadenz verursacht, sondern es langsam in die Hände der Faschisten getrieben. Diese in Hass umgewandelte Liebe zur treulosen *patria* würde nicht nur die beißenden politischen Stellungnahmen Biagio Marins, die Schmähreden Giorgio Vogheras und den Spät-*austriacantismo* Cergolys motivieren, in ihr will die Autorin auch die Gründe für die Zuspitzung des Syndroms der »doppelten Seele« (S. Slataper) erkennen, an dem die Stadt seit jeher gelitten habe und nun auch trotz des gewonnenen Krieges weiterhin leide. Allerdings – spekuliert die Autorin – habe diese Kulturneurose, diese verinnerlichte *vittoria mutilata*, ein kulturelles Krisenbewusstsein hervorgebracht, welches letztendlich zu einer Hinwendung auf das Kulturerbe der politisch verloren gegangenen, aber ideell wiederauferweckten Habsburger »Oikumene« (so Renate Lunzers Diktion) führte. Aus der »springenden« (!) Identität dieser Intellektuellen sei – so die folgerichtige These – die Funktion der Triestiner als Vermittler mitteleuropäischen Gedankengutes in Italien erwachsen. Den Beispielen Musils, Brochs, Kafkas hätten sie ihre Sonderstellung in der italienischen Literaturszene zu verdanken, genauso wie nicht zuletzt auch den Umstand, dass sie dem Morast der zuerst klassizistischen, dann *crocianisch* erstarrten und schließlich faschistisierten italienischen Repräsentationskultur entkommen seien.

Wie kann eine Autorin, die mit den Werkzeugen der philologischen Recherche gut vertraut zu sein scheint, zu solchen verblüffenden Ergebnissen kommen? Vermutlich hängt dies z.T. damit zusammen, dass jemand, der sich ausschließlich auf die Schwingungen des »kulturellen Transfers« konzentriert, Gefahr läuft, die eigentliche Binnendynamik der in Berührung kommenden Kulturen aus dem Auge zu verlieren, ja diese Kulturräume in ihren fließenden Charakterzügen derart erstarren zu lassen, dass daraus gegeneinanderprallende Monaden werden, aus deren Kollision man einen »dritten Raum« entstehen lassen will. Dabei kommt jedes Gefühl für die Feinheiten und Widersprüchlichkeiten der in beiden Ländern voneinander abhängig / unabhängig vor sich gehenden Ideenproduktionen abhandeln, zu Gunsten einer fiktiven, erst recht fragwürdigen Gegenüberstellung einer »italienischen« und einer »österreichischen« (schlimmer noch: »mitteleuropäischen«) Kultur.

Ich vermute, dass Renate Lunzer in dem von mir zusammenfassend wiedergegebenen Gedankenschema der »unerlösten Erlösten« ihre eigene Theorie nur entstellt oder überhaupt nicht wiedererkennen wird. Und das ist ein Trost! Nur ist das Problem dieses Buches, dass man hinter dem Gebrumme der hier untersuchten Autoren, hinter deren neurotischen Jeremiaden, sehr schwer die eigene Stimme der Literaturwissenschaftlerin hört. Ob sie wirklich an die Nicht-, oder Über-Italianität (vielleicht Unter- oder eher Trans-Italianität?!) der Intellektuellen aus Triest glaubt? Und v.a.: Von wem stammen diese nostalgischen Untertöne, die durch das ganze Buch hindurch mitklingen? Etwa auch von ihr?

Doch vielleicht treffen diese Einwände noch nicht ins Schwarze. Denn die eigentlichen Schwachstellen dieser Arbeit erblicke ich darin, dass sich Renate Lunzer der – zugegebenermaßen beinahe unwiderstehlichen – Faszination Triests vorbehaltlos ausgeliefert hat: Sie hat die autoreferenzielle Literarizität, die dem Interkulturalitätsdiskurs innewohnt, unzureichend erkannt. Anstatt diesen zum eigentlichen Objekt der Untersuchung zu machen – ihn soz. auf den



Seziertisch zu legen –, hat sie ihn wieder einmal zur Folie gemacht, mit der sie die literarischen Tätigkeiten der Triestiner in Italien unterlegt hat. Somit ist ihr nur gelungen, den von Claudio Magris im Einklang mit der besten Tradition seiner Stadt souverän entwickelten Spürsinn für das Unterdeterminierte, ideologisch nicht Zugeordnete im poststrukturalistischen Bildungsjargon einzufrieren. Besser wäre gewesen, wenn sie auch nur ansatzweise versucht hätte, die geschichtlich bedingten Narrative über die Stadt, die sie als Schnittfläche der Kulturen ausgibt, gegen den Strich zu lesen, d.h. wenn sie eine punktuelle, an den Quellen erprobte Demontage des Mythos Triest angestrebt hätte. Ob sie dabei am Ende ihres Analyseprozesses doch zum Ausgangspunkt zurückgekehrt wäre, ist beinahe irrelevant. Denn wichtig wären in diesem Fall die neuen Perspektiven, die sich auch bei einer Gedankenschleife ergeben würden. Aber für »Triest revisited« ist es offensichtlich – und dies betrifft nicht nur Renate Lunzer – noch zu früh.

